

Eine Stunde vor Sonnenaufgang nähern sich die Regimetruppen der Stadt. Nidal sitzt auf der Sitzbank des Militärjeeps, das Gewehr aufrecht zwischen den zitternden Knien. Er hat den Helm tief ins Gesicht geschoben. Die Gewehrläufe glänzen in der Sonne. Der Fahrer trommelt nervös mit seinen langen Fingern aufs Lenkrad. Die beiden anderen überprüfen noch einmal ihre Brownings.

Nidals Einheit wurde nach Deir az-Zour im Osten Syriens nahe der irakischen Grenze verlegt. In Damaskus hat man ihnen erklärt, sie würden gegen Terroristen kämpfen, doch vor Ort sieht es ganz anders aus, der ausdrückliche Befehl lautet, keine Bärtigen anzugreifen und sich ausschließlich auf die Freie Syrische Armee zu konzentrieren. Zu dieser sind bereits mehrere von Nidals Kameraden übergelaufen, doch Nidal selbst kann sich nicht dazu entschließen. Er will nicht zur Freien Armee. Er will nicht zu den Islamisten. Er will überhaupt nicht kämpfen, aber er hat keine Wahl.

Die Panzer, die vorausfahren, zerstören alles, was ihnen in den Weg kommt: die Verkehrszeichen und die Straßenlaternen, die Schaufenster und die Häuser, die Denkmäler, die Schulen und die Bibliotheken, selbst der Straßenbelag wird von ihnen abgetragen. Die Armee nähert sich der Stadt gleichzeitig aus drei Richtungen und riegelt die Straßen ab. Nidal betrachtet den schmalen orangefarbenen Streifen am Horizont.

Dann fängt das Töten an. Die Scharfschützen des Regimes verteilen sich auf den Dächern und schießen auf alles, selbst auf Katzen. Menschen versuchen in Pantoffeln dem Tod davonzurennen. Innerhalb weniger Minuten sind die Straßen übersät mit Verwundeten und Toten. Manche schreien verzweifelt »Gott ist groß«. Was für eine Lüge, denkt Nidal. Er sieht in die Gesichter der verängstigten Menschen und hat selbst Angst.

Über Funk bekommt seine Einheit den Auftrag, auszusteigen und sich am Eingang zum Zentrum mit den anderen Einheiten zu versammeln. Das Auto hält an, die Soldaten springen heraus und stellen sich in einer Reihe an einer Hauswand auf, nehmen Haltung an. Im Laufschrift eilen sie nun von Haus zu Haus, treten Türen ein, verwüsten Wohnungen und nehmen die Männer gefangen. Sie zerren sie hinaus auf die Straße, stellen sie in einer Reihe auf und erschießen sie. Die Scharfschützen geben Deckung. Nidal hat Angst davor, getötet zu werden und selbst zu töten. Er kann den eigenen Sinneseindrücken nicht mehr vertrauen und versucht, alles auszusperren.

Als sie in einem ärmlichen Wohnzimmer vor einer Mutter und ihren beiden Töchtern stehen, ändert Nidals Kommandant, ein großgewachsener Mann mit Aknenarben, spontan seine Strategie. Die Mutter weint und schreit und beteuert, dass ihre Söhne längst im Libanon seien und ihr Ehemann, Gott sei seiner Seele gnädig, schon vor einem Jahrzehnt verstorben sei. Der Kommandant zerrt eine der Töchter von ihrer Mutter weg, stößt sie ins Schlafzimmer hinein und wirft sie unsanft aufs Bett. Die Mutter beschimpft er als Hure und schubst sie gegen die Wand. Dann befiehlt er dem Soldaten, der neben Nidal steht, das Mädchen zu vergewaltigen. Sie ist keine vierzehn und so schmal, dass Nidal glaubt, durch sie hindurchsehen zu können. Auch der Soldat sieht wie ein verängstigtes Kind aus. Er ist nur ein paar Jahre älter als das Mädchen. Nun dreht er seinen Kopf langsam zu seinem Vorgesetzten, und in seinen

Augen liegt vielleicht noch mehr Entsetzen als in den grauen Augen des Mädchens. Er sagt nichts, schüttelt lediglich den Kopf. Der Kommandant zielt, ebenfalls schweigend, mit seiner Pistole auf den Jungen und drückt ab. Das Mädchen schreit. Auf ihrem Kleid sind Blutspritzer. Der Kommandant nickt nun Nidal zu, von seinem Nacken rinnt der Schweiß herab auf seinen Rücken. Er weiß nicht, ob er bereit ist zu sterben. Er weiß nicht, was er gleich tun wird und wozu er fähig ist. In diesem Augenblick bekommt der Kommandant über Funk den Befehl, seine Einheit zurückzuziehen. Nidal traut sich zum ersten Mal seit einer halben Stunde, richtig Luft zu holen. Als er das Zimmer verlässt, dreht er sich nicht nach dem Körper seines Kameraden um. Das Schluchzen des Mädchens klingt lange in seinen Ohren nach.